

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 5 (1950)
Heft: 9

Artikel: Die Zwergvölker : das Pygmäenproblem im Lichte der heutigen Forschung
Autor: Schebesta, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Zwergvölker

Das Pygmäenproblem im Lichte der heutigen Forschung

Von P. Dr. Paul Schebesta

Allein die Tatsache, daß der Verfasser dieses Artikels vor Jahresfrist die fünfte Expedition zur Erforschung der Pygmäen unternahm, daß P. Schumacher sich zur weiteren Untersuchung der Batwa-Pygmäen in Ruanda befindet und M. Gusinde kürzlich nach Südafrika abgereist ist, um anthropologisch biologische Forschungen unter den pygmoiden Buschmännern aufzunehmen, beweist, daß das Problem der Zwergvölker wieder im Blickpunkt des völkerkundlichen Interesses steht. Daher wird wohl auch der folgende Artikel eines der ersten Fachleute auf dem Gebiete der Pygmäenforschung besonders interessieren. Er wird durch einen zweiten Aufsatz über die Negritos ergänzt werden.

Zweifellos wurde in den letzten 25 Jahren keiner Völkergruppe soviel wissenschaftliches Interesse zuteil wie den Pygmiden¹⁾ und keine dürfte heute so gründlich bekannt sein wie sie. Trotzdem bleiben einzelne wichtige Fragen ungeklärt, und zwar vor allem folgende:

1. Das pygmäische Sprachenproblem in Afrika und Asien.
2. Die Klärung der pygmäischen Varietäten in Afrika, nämlich der Bambuti, Batwa und Bacwa.
3. Das Zueinander der zentralafrikanischen Pygmäen (Bambuti) und der Buschmänner.
4. Der genetische Zusammenhang der Bambuti-Pygmäen in Afrika und der Negrito in Asien.
5. Die Stellung der sogenannten Südsee-Pygmäen und
6. das Problem der Entstehung der Pygmiden.

Die eine oder andere dieser Fragen dürfte durch Veröffentlichung des bereits gesammelten Forschungsmaterials ehestens einer Klärung zugeführt werden können, bei anderen wird man sich noch auf lange Sicht mit hypothetischen Lösungen begnügen müssen. Dies gilt vor allem für die Frage nach der Genesis der pygmiden Rasseform und ihre Spaltung in mehrere Zweige.

¹⁾ Rassenkundlicher Ausdruck für Pygmäen.

Zunächst möge uns das wichtigere afrikanische Pygmäenproblem beschäftigen, wobei auf den Terminus Pygmäe nicht näher eingegangen werden muß, weil darüber das Nötige schon früher gesagt wurde.

Die Sprachenfrage ist zur Zeit die wichtigste. Sie war auch die Veranlassung meiner letzten Forschungsreise 1949/50. Immer wieder erging an mich, den Feldforscher, der Appell, meinen Standpunkt in der Pygmäensprachenfrage zu

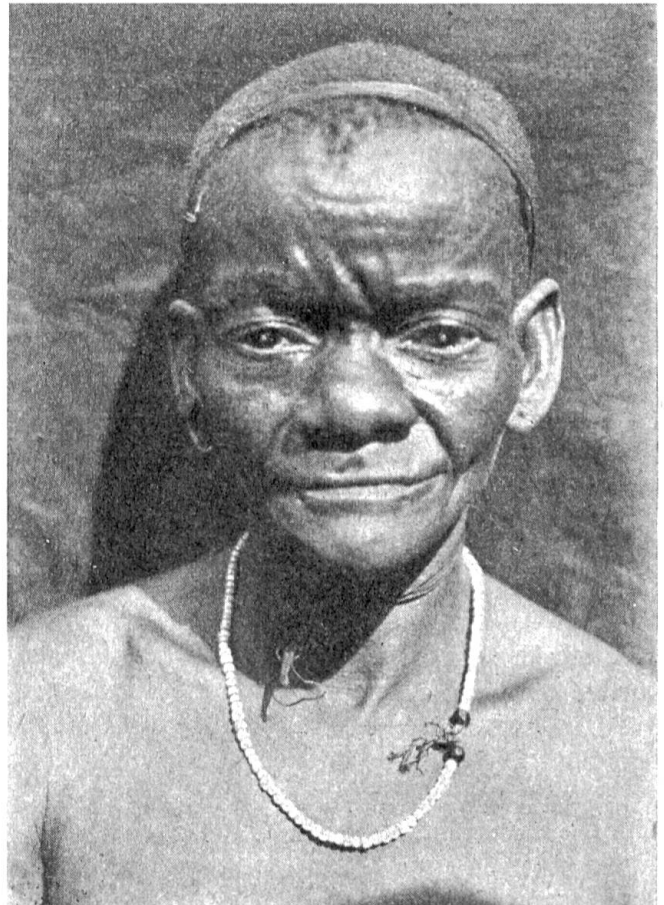


Abb. 1. Eine Pygmäenfrau von etwa 50 Jahren. Sie ist 133 cm groß, hat hellbraune Hautfarbe und die typische Knopfnase der Pygmäen. Der europäische Glasperlenschmuck war ein Geschenk des Autors

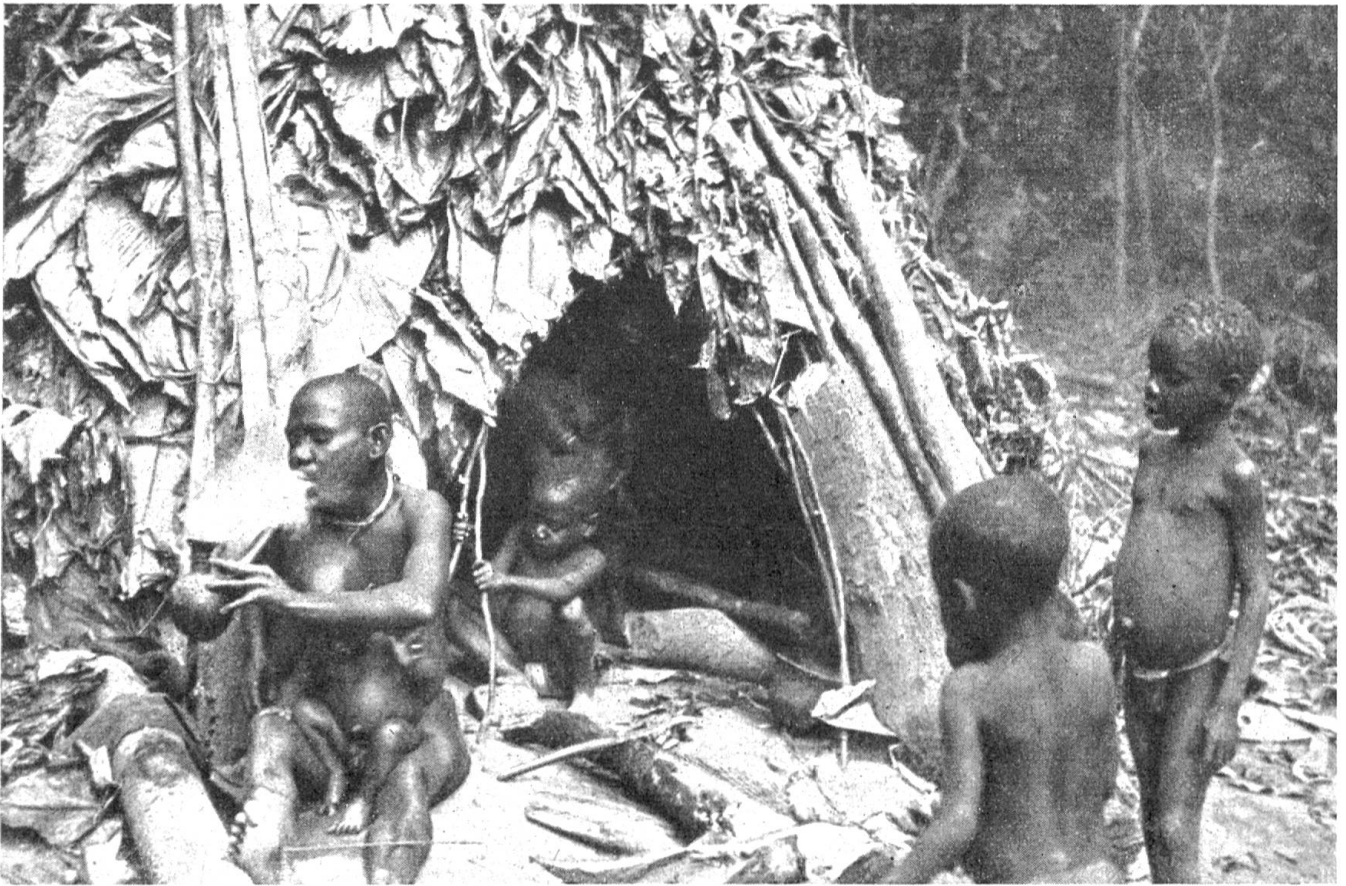


Abb. 2. Ihre Hütten errichten die Bambuti als Kuppelbau. Ruten bilden das Gerippe, das mit *Phrynium*-Blättern dachziegelartig überdeckt wird. Die Bambutifrau mit dem Kind im Schoß raucht aus der Kürbis-Wasserpfeife

präzisieren. Es sei aber hier schon festgestellt, daß ich niemals behauptet habe, daß den Bambuti heute ein Idiom eigen sei, das nicht auch von den umliegenden Negerstämmen in irgendeiner Form gesprochen würde.

Die Wichtigkeit dieser Fragestellung liegt auf der Hand, denn wenn die Bambuti keine eigene Sprache haben bzw. gehabt haben, dann erklärt man sie mit Fug und Recht als Degenerationsprodukt der großwüchsigen Negriden, deren Sprache sie heute reden. Eine solche Behauptung aufzustellen hätte man z. B. von den Buschmännern niemals gewagt, weil diese ein eigenes Idiom haben, das mit dem der Hottentotten verwandt ist. Von den Bambuti hingegen war bislang keine Sprache bekannt geworden, die nicht in irgendeiner Form auch von den großwüchsigen Negern gesprochen würde. Da meine zwei Pygmäenexpeditionen (1929/30 und 1934/35) keine genügende Grundlage boten, um gerade in der Sprachenfrage ein letztes zuverlässiges Urteil zu fällen, entschloß ich mich zu einer nochmaligen Studienreise in den Kongo (Ituri), mit dem Ziel, das Sprachenproblem einer Klärung zuzuführen.

Die Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Expedition wurde vom belgischen Kolonialinstitut und vom Institut pour la recherche scientifique de l'Afrique centrale (IRSAC) anerkannt und subsidiert. In sechsmonatiger Forschung konnte ich 18 Ituriidiome aufnehmen, die entweder von den Pygmäen selbst gesprochen werden oder von deren Wirtsherren, mit denen sie in enger Symbiose leben. Durch Vergleich dieses Sprachenmaterials hoffe ich ein klärendes Urteil über die Pygmäensprache fällen zu können.

Doch schon jetzt glaube ich — vorbehaltlich des zu erwartenden Ergebnisses — aus dem Vergleich des Sprachenmaterials mit ziemlicher Berechtigung sagen zu können, daß eine Pygmäensprache existiert, die aber in den Idiomen der heutigen Pygmäen und Waldneger aufgegangen ist und wahrscheinlich ein Substrat der Ituri-Waldsprachen und möglicherweise darüber hinaus auch anderer Sprachen bildet. Diese Ansicht legen folgende Umstände zwingend nahe:

1. Alle Bambuti besitzen eine charakteristische und ungewöhnliche Phonetik, die den Negern abgeht.

Abb. 3. Die Pygmäenfrauen tragen ihre Kinder in Fellgurten. Die Kinder selbst kommen in normaler Größe wie andersrassige Kinder zur Welt, bleiben aber dann im Wachstum — im zweiten, achten und zehnten Jahr — periodenweise zurück

2. Am Ituri treten zwei Sonder-Sprachentypen auf (die Babira- und Balese-Gruppe), die nicht alle der sonst üblichen wesentlichen grammatikalischen Formen der bekannten Neger Sprachenstämme haben. Diese Sonderformen sind allem Anschein nach durch Einwirkung eines fremden Elements verursacht, das das pygmäische sein muß. Folgende Überlegung vermag dieses sonderbare Phänomen aufzuhellen: Die Pygmäen wurden vor Zeiten von einbrechenden Negerwellen überlagert, die Träger zweier Sprachstämme waren, und zwar bantu- und sudansprechende. Beide traten mit den Urwaldzwergen in Symbiose, die sich so innig gestaltete, daß die Waldneger mit Vorliebe Pygmäinnen ehelichten. So entstand die Kontakt-Rasse der Negro-Bambutiden, die eine dem tropischen Urwald angepaßte Wirtschaftsform entwickelte, die ich Feldbeutewirtschaft genannt habe und die analog der pygmäischen Wildbeutewirtschaft aufgebaut ist, mit dem



Unterschied, daß erstere eine Rodungs-, letztere eine Sammelwirtschaft ist. Die Symbiose zwischen Negern und Pygmäen resultiert nicht nur in der Kontaktrasse der Negro-Bambutiden und in der Kontaktkultur der Feldbeuterei, sondern auch in einer Amalgamation der Pygmäensprache und der Neger Sprachen. Welchen Einfluß die Pygmäen auf die Formung der Negeridiome nahmen, ist schon aus dem Umstand zu erkennen, daß Neger mit Vorliebe Pygmäinnen heirateten, die dann als Mütter von Negerkindern deren Sprache grundlegend formten.

Aber noch aus einem anderen Grund kann man den Bambuti ein ureigenes Idiom nicht absprechen; sie haben nämlich eine eigene, von den Waldnegern verschiedene Kultur entwickelt. Darüber hinaus spricht aber auch noch die erwähnte charakteristische Pygmäen-Phonetik zugunsten einer solchen Hypothese. Man kann also mit einer gewissen Zuversicht

Abb. 4. Den Größenunterschied zwischen Pygmäen und Negern zeigt dieses Bild. Der tatauierte Negerbursche rechts ist etwa 160 cm groß, während der Bambuti-mann bloß 145 cm groß wird. Der Neger hat auch eine viel dunklere Hautfarbe, doch ist der rassische Unterschied besonders in der Gesichtsbildung erkennbar

erwarten, daß sich aus dem gesammelten Sprachmaterial der verschiedenen Expeditionen die Grundlinien des Pygmäenidioms werden herausarbeiten lassen.

Die Degenerationstheoretiker, die die Pygmäen schon immer zu einem Entartungsprodukt der umwohnenden großwüchsigen Neger stem-peln wollen und sich dabei als Beweis so gern auf das Fehlen einer Pygmäensprache berufen, übersehen zunächst, daß sich die Bambuti von den Negern rassisch grundsätzlich abheben, und dann, daß sie, wie schon erwähnt, auch eine eigene, von den Waldnegern verschiedene Kultur entwickelt haben. Dieser letzte wichtige Faktor sei in seinen Grundlinien erörtert.

Die Bambutikultur, vor allem die Wirtschaft, die als das Gerüst der sozialen und geistigen Kultur der Primitiven angesprochen werden muß, ist in viel weiterem Ausmaß umweltbedingt als es irgendeine Negerkultur ist. Man prägte für diese Wirtschaftsart den glücklichen Terminus „Wildbeutertum“. Den Wildbeutern spendet die Natur all ihre Nahrung, die vegetabilische wie die animalische, ohne irgendwelche Kultivierung des Bodens, ohne Viehzucht. Die Wildbeuter produzieren



nicht, sie requirieren. Sogar den Hund, der den Bambuti für die Jagd heute unentbehrlich ist, erstehen sie von den Negern.

Bekanntlich sind die Erträgnisse der Wildbeuterwirtschaft niemals so ausgiebig wie von bebauten Feldern. Der Kampf um das tägliche Brot ist darum für die Wildbeuter ein harter und erfordert die Anspannung aller Kräfte. Im Umkreis des Lagers suchen die Frauen nach Knollen, Früchten und Blattgemüse, die Männer jagen mit Pfeil und Bogen bzw. mit Speeren und gelegentlich auch mit Feuer das Wild. In wenigen Wochen ist das Gelände in weitem Umkreis aller eßbaren Vegetabilien bar und das Wild erbeutet oder verjagt. Die Folge davon ist, daß die Wildbeuter ihren Lagerstandort immer wieder verlegen müssen. Mithin sind die Bambuti-Wildbeuter gezwungenermaßen Nomaden. Hierin wie in vielen anderen Belangen stehen sie weit mehr unter dem Naturzwang als andere Naturvölker. Ihr Nomadismus zwingt sie dazu, den Hausrat auf ein Minimum zu beschränken und sich mit dürftigen Rutenhütten, die zur Not vor der Unbill des Wetters schützen, zu begnügen, denn es wäre töricht und unökonomisch, stabile Hütten zu bauen, da man sie nach zwei bis vier Wochen doch wieder aufgeben muß. Dieses immerwährende Umherziehen hält die Zwerge auch davon ab, sich mit schwerem Hausrat zu belasten. Man transportiert nur das zur Lebensfristung unumgänglich Notwendige.

Die Bambuti lehnen es auch ab, Pflanzungen anzulegen und die nahrhaften Kochbananen zu ziehen, wodurch mit einem Schlag ihre Ernährung eine viel günstigere würde, weil sie dadurch zur Selbsthaftigkeit gezwungen wären; sie lehnen es ab — ebenfalls der Transport-schwierigkeiten halber — Kleinvieh (Ziegen und Hühner) zu halten, obwohl die Neger ihre Hühner gern in die Obhut der Pygmäen geben, in deren Lagern sie vor Raubvögeln geschützt sind.

Es wäre aber ein Irrtum, aus der Wirtschafts-armut der Pygmäen auf Geistesarmut zu schließen; dagegen würde schon der Umstand sprechen, daß sie im Dienst ihrer Wirtsherren es sehr wohl verstehen, wetterfeste Hütten zu bauen und Rodungen anzulegen und zu be-

Abb. 5. Eine Opferhütte. Dem Buschgott wird auf ein Blatt die Opfergabe gelegt und darüber ein primitives Dach errichtet

Abb. 6. Bogen, Pfeile und Armschutz der Bambuti. Der Armschutz besteht aus einem mit Laub gefüllten Fellbeutel und ist mit einem Riemen am Handgelenk befestigt. Er soll beim Zurückschnellen der Bogensehne eine Verletzung des Armes verhindern

pflanzen. Die Kulturarmut der Wildbeuter ist eine notwendige Folge ihres Nomadismus.

Die Bambuti leben im Stadium der Holzkultur, die heute allerdings eine grundlegende Verbesserung durch Einführung des Negerreisens erfahren hat. Sie haben keine Steinwerkzeuge und solche allem Anschein nach auch niemals gehabt. Das Material für ihre Gerätschaften, Waffen, Wohnung und Kleidung, wie Holz, Blätter, Lianen, Baumbast, Tierfelle und Fischgeräte, bietet reichlich der Urwald. Mit dem Gebrauch des Feuers sind sie sehr wohlvertraut, nicht aber mit seiner Bereitung. Töpferei ist unbekannt.

Einzelne markante Züge der sozialen und geistigen Kultur der Wildbeuter-Pygmäen seien hier kurz gekennzeichnet.

In der Gesellung sind die Einzelfamilie und die Sippe (als Vielfamilie) auf dem Plan. Die Einzelfamilie ist unstreitig das biologisch-primäre, sie ist aber nicht aus irgendwelchen moralischen Überlegungen monogam. Sie ist in der Regel von Dauerbestand, zumal wenn Kinder vorhanden sind. Die Einehe ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit und eine Folge der Tauschheirat „Kopf für Kopf“. Die Frau bildet nämlich in der Sippe den wichtigeren Wirtschaftsfaktor, weil sie durch Einsammeln der Vegetabilien zu ihrer Erhaltung mehr beiträgt als der Mann. Darum wird sich eine Sippe niemals einer weiblichen Kraft freiwillig begeben, es sei denn, daß für sie eine andere eingetauscht wird. Für jedes Mädchen also, das außerhalb der Sippe (Sippenexogamie) in die Ehe gegeben wird, muß ein anderes eingetauscht werden, das einen freien Burschen dieser Sippe nach freier Wahl heiratet. Niemals kann jemand aus der Sippe zwei Frauen ehelichen, solange noch heiratsfähige unbeweibte Männer in der Sippe sind. Ist aber ein Überschuß an Frauen da, dann tritt die Polygamie in ihre Rechte, dann darf und muß sogar der eine oder andere mehrere Frauen nehmen, denn kein Mädchen bleibt unverheiratet.

Die Wirtschaftsträgerin bei den Pygmäen ist aber nicht die Familie, sondern die Sippe, in die die Familie eingebettet ist wie das Kind in den Schoß der Mutter. Die Sippe setzt sich aus den Blutsverwandten in der männlichen



Linie mit ihren Frauen und Kindern zusammen. An ihrer Spitze steht jeweils der Älteste, der sich patriarchalischer Autorität erfreut. Er ist aber niemals Häuptling, sondern immer Vater, der die Streitigkeiten innerhalb der Sippe und mit den Nachbarsippen schlichtet. Er spricht das letzte Wort bei Verlegung des Lagers, bei Verteilung der Beute usw. Auf seinen Schultern liegt das Wohl und Weh der Sippe. Seine Autorität ist im wahrsten Sinn des Wortes „von Gottes Gnaden“, wie wir noch sehen werden. Das Eigentum ist teils kommunaler, teils privater Art. Das Waldrevier, die Jagdbeute gehört der Sippengemeinschaft, Gerätschaften, Waffen, wie überhaupt alles, was sich der einzelne selbst verfertigt, ist jedoch unantastbares Privateigentum. Verletzung der Gemarkungsgrenzen durch eine fremde Sippe wird geahndet wie auch Privatdiebstahl. Die Frau, die im Tauschweg in die Sippe hineinheiratet, wird niemals Eigentum dieser, vielmehr bleibt sie in der Obhut ihrer Vatersippe, die über ihr Wohlergehen wacht.

Schlechte Behandlung seitens des Ehemannes ist geeigneter Scheidungsgrund. Launenhafte Ehelösung durch die Frau stößt jedoch auf größten Widerstand ihrer Vatersippe, weil in diesem Fall auch die Tauschfrau ihre Ehe lösen und zu den Ihrigen zurückkehren müßte.

Der markanteste Zug in der Religion der Wildbeuter-Bambuti ist der *Buschgottglaube*. Man anerkennt als Herrn des Waldes, des Wildes und der Menschen ein persönliches höchstes Wesen, dessen man durch Ahnungen und ungewöhnliche Erlebnisse inne wird. Das Irrationale spielt in der Pygmäenreligion eine wichtige Rolle. Der Buschgott ist vornehmlich Jagd- und Waldgott. Er hilft den Jägern, wie er sie auch gegebenenfalls in der Jagd behindert. Letzteres ist immer ein Zeichen dafür, daß man ihn unwillig gemacht, also beleidigt, gegen ihn gesündigt hat, was Sühne in Form eines Opfers fordert. Der religiöse Kult richtet sich auf diesen Buschgott und äußert sich in Anrufungen vor und nach

der Jagd, bei Sturm und Unwetter (er ist auch Sturmgott) und im Primitialopfer. Letzteres zeichnet sich durch besondere Primitivität und Naivität aus. Man legt ein Stück des erbeuteten Wildes auf ein Blatt am Wegrand oder wirft es kurzerhand in den Wald mit den Worten: „Gott, das ist für dich!“ Die genannte Gottheit — ihre Namen wechseln —, die man sich im Wald wandelnd vorstellt (wenn Tore [Gott] durch den Wald schreitet, dann bebt die Erde), ist auch Herr über Leben und Tod.

Im Zentrum der pygmäischen wie negerischen Lebensauffassung steht der Glaube an die *Lebenskraft*, die in der Gottheit wurzelt. Diese Schöpfer- und zugleich Lebenskraft ist in alle Dinge von Gott gelegt worden, aber jeweils in verschieden hohem Grad. In den Ältesten ist sie in höherer Potenz vorhanden; in diesem Glauben wurzelt auch ihre Würde und Autorität. Gegen die Ältesten aufbegehren ist zugleich eine Sünde gegen Gott und muß mit einem Opfer gesühnt werden.

Plankton für die menschliche Ernährung?

Die Amerikanische Geographische Gesellschaft hat beschlossen, gemeinsam mit der Universität Miami ein großangelegtes Projekt zu finanzieren, in dessen Rahmen die gewaltigen Massen winzig kleiner Lebewesen, die die Voraussetzung für jedes Leben im Meer bilden, erforscht werden sollen, um eventuell für die menschliche Ernährung herangezogen zu werden. Ein Liter Meerwasser enthält Hunderttausende dieser vielgestaltigen und verschiedenfarbigen mit freiem Auge nicht sichtbaren Organismen, die in dem strömungsfreien Meerwasser schweben und deren Gesamtheit, tierische und pflanzliche Lebewesen zusammen, man als „Plankton“ bezeichnet.

Die tierischen Planktonformen leben von den pflanzlichen und bilden selbst wieder die Nahrung größerer Meerestiere, die ihrerseits wieder anderen zum Opfer fallen. Vom kleinsten Fischchen bis zum riesigen Wal leben letzten Endes alle Meeresbewohner von den mikroskopischen Planktonen.

Verarmen die Plankton„weiden“ aus irgend einem Grund, dann verringert sich sofort der Fischbestand; entwickeln sie sich dagegen besonders üppig, gibt es reichen Fang. Derzeit — die Fachleute sind sich über den Grund hierfür noch nicht klar — vermehren sich einige Arten auf Kosten der anderen und dann setzt ein großes Fischsterben ein. Es ist daher außer-

ordentlich wichtig, genau zu wissen, wie diese „Weiden“ entstehen, sich vergrößern, verlagern oder unter dem Einfluß des Klimas verändern. Aber das sind nur einige wenige der vielen praktischen Fragen, die jetzt gelöst werden sollen.

Die Wechselbeziehung zwischen den Meeresfischen und dem Plankton ist seit ungefähr hundert Jahren allgemein bekannt, wurde aber nicht gründlich erforscht. In den letzten Jahren wurde vielfach der Gedanke vertreten, das Meeresplankton könne direkt für die menschliche Ernährung ausgewertet werden. Die Fachleute halten das für durchaus möglich: ein „Planktonsandwich“ würde ihrer Meinung nach ungefähr so schmecken wie ein gesalzenes Garnelenbrötchen, auf jeden Fall aber sehr bekömmlich und nahrhaft sein.

Allerdings würde die Gewinnung des Planktons außerordentlich hohe Kosten verursachen, und man ist daher zu dem Schluß gekommen, lieber das natürliche System anzuwenden, nämlich das Plankton von den Fischen fressen zu lassen und erst die Fische auf die Speisekarte des Menschen zu setzen. Man wird aber Mittel und Wege suchen, das Wachstum des Planktons zu fördern — ähnlich wie man auch Ackererde durch Düngung ertragreicher zu machen sucht.